Der Tote vom Hinterberg [Fortsetzung]

Autor(en): **Wirth, Leo**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-575690

Nutzungsbedingungen

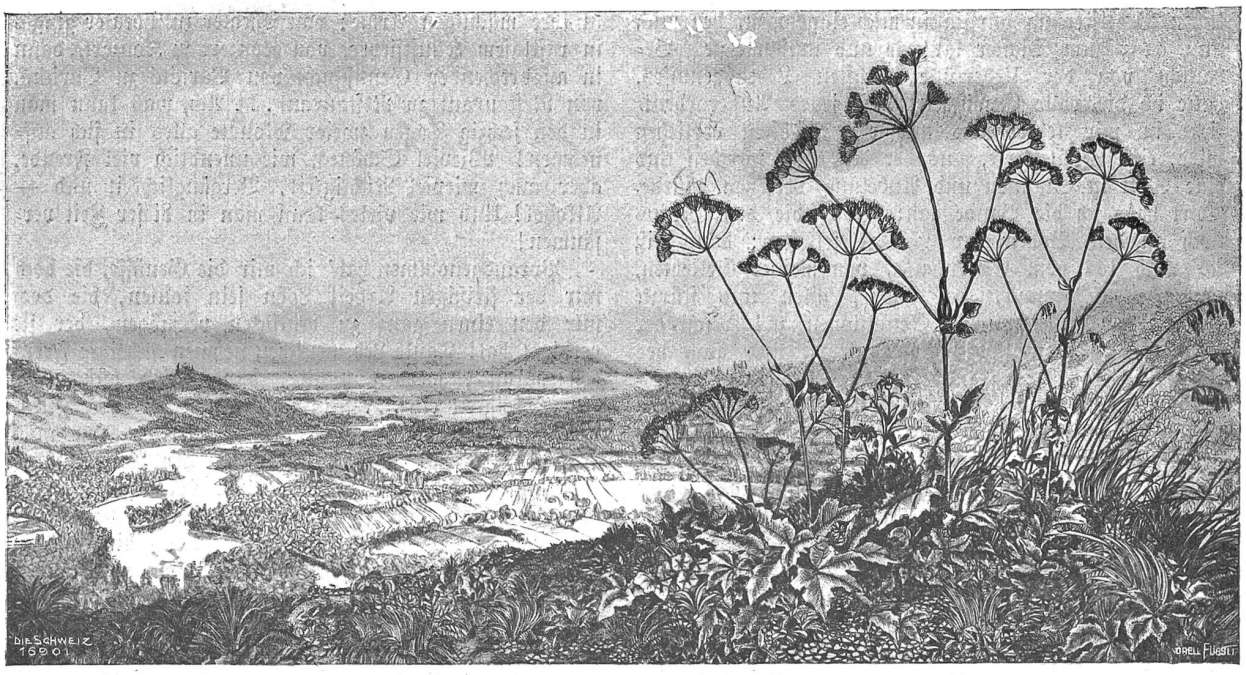
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Die Walze. **Emil Anner.** Moorlandschaft. Radierung.

Der Tote vom Hinterberg.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

Roman in Bleistiftnotizen von Leo Wirth, Charlottenburg.

(Fortsetzung).

Mit einem bestimmten, festen Entschluß bin ich aus der Schweiz zurückgekommen. „Es ruft die Kunst," schrie es in mir Tag und Nacht, „auf und fort! Vater und Mutter sollst du verlassen und ihr allein nachfolgen! Und ich werde ihr folgen... Ein Künstler darf nicht Rücksicht nehmen auf andere, und wären es die Besten und Liebsten auf der Welt, nur auf sich allein!"

Mir brannte der Boden unter den Füßen. Draußen ging das Leben seinen mächtigen Gang, und ich mußte dort hinterm Ladentisch untätig harren. Alles, was ich tat, war mir in der Seele zuwider; brennende Ungeduld verdarb alles in meiner Hand. Je früher hinaus, um so besser! Die Mutter zu gewinnen, war nicht allzu schwer. Ihre Tränen sorgender Liebe versiegten unter meinem warmen Zureden nach und nach, und dann ward sie meine Fürsprecherin. Aber der Vater leistete Widerstand. Als ich eines Tages bang und doch in der Seele gefestigt vor ihn hintrat und meinen Plan vor ihm ausbreitete, Berlin zu meiner zweiten Heimat zu machen, dort der Dichtkunst allein meine Kräfte zu weihen, durch sie berühmt zu werden und aus ihr zu leben, da erstaunte er sehr. Seinem schlichten Sinn war dieser hohe Plan unfaßbar. Ringen mußte ich mit ihm um jeden fußbreit Boden, wochenlang, monatelang, fast ein ganzes, qualvolles, verlorenes Jahr! Die Mutter half, die Verwandten halfen — er blieb starr, sah nur den Sohn hinausfliehen aus dem guten, ehrlichen Geschäft, Jahre der Mühe und Arbeit vor sich, die Ruhe seines Alters gefährdet, verloren, die langersehnte Hilfe versunken... Ach, ich kann es ihm nachfühlen: er ist ein praktischer Geschäftsmann und tüchtiger Mensch, ihm sind höhere Interessen nicht gegeben!

Aber endlich, als der Vater mein erzwungenes, unlustiges, wertloses Arbeiten genug angesehen hatte, als ich ihm wieder einmal die Unmöglichkeit, in dieser Stadt, in diesem Krämerladen zu leben, mit all der Kraft meines Aberwillens geschildert und ihm die glänzenden Zukunftshoffnungen, von denen ich voll war, mit all der heißen Glut meiner Dichterphantasie ausgemalt hatte, da willigte er zögernd ein, aber zornig, im Innersten verletzt; er sah, daß ihm nicht anderes übrig blieb. „So geh'; aber komm' nicht nach Jahren heim und jammere! Sorge von jetzt ab selbst für dich! Unser sicheres, gutes Brot wirfst du weg als etwas Geringes: nach diesem Brot wirst du vielleicht einmal Hunger haben!"

Ich hörte kaum, was er noch sprach; nur die Zustimmung war wie ein Blitzstrahl des Glückes in meine Brust gefahren. Vorbei die qualvollen Kämpfe mit dem guten, teuern Mann, den ich doch so liebe, vorbei die trüben Stunden des Zürnens und Trotzens, die mir so manchen bittern Schmerz, so viele Gewissensbisse gebracht, vorbei das Hangen und Bangen, das Arbeiten und Verzweifeln, das Erbetteln und das Erzwingen, alles vorbei und abgetan! Und frei der Weg!

Dort im hohen Norden winkte Berlin, die kaiserliche Stadt, dort blühten die Lorbeeren des gottberufenen Künstlertums, dort war eine Welt, nach der mich verlangte! Auf den Alpen der Schweiz war ich erst so recht erwacht, hatte den Glutstrom einer überschweng-

lichen Begeisterung durstig in mich eingesogen, der mich nun ganz zum Dichter läuterte und umschmelzte. Berauscht von der Ueberfülle höchsten Lebensgenusses, hatte ich die volle Gewißheit, daß jenes Außerordentliche in mir lebte, das nur den Höchsten verliehen wird, eine Dichterseele, aus der ein Gott sprechen und eine Welt in Staunen und Anbetung versetzen würde. Dort habe ich die Bande ganz gelöst, die den Genius noch an den Boden der Heimat fesselten; dann riß ich mich los vom Elternhaus, von meiner Geliebten, vom besten Freund, von allen, allen und stürzte hinaus, neuen, herrlichen Sensationen zu! Nicht der Mutter Liebe, nicht des Vaters Zorn und auch des Freundes bange Sorge nicht vermochten meinen Siegeslauf zu hemmen: ich stürmte fort durch einen Strom von Tränen, über zuckende Herzen hinweg und ließ meine Mutter in Jammer, meinen Vater in Zorn, meine Braut in Trennungsschmerz und meinen guten Hans in angstvoller Unruhe zurück ... Merkwürdig, als ich ihm adieu sagte, war der sonst so gerade, offene Mensch seltsam verschlossen, unbegreiflich still, als müsse er sich hüten, ein schreckliches Geheimnis auszusprechen! Er sagte ganz wenig, drückte mir nur immer wieder die Hand und wünschte mir Glück. Aber in seinen tiefen feuchten Augen las ich die Prophezeiung: „Du wirst nicht glücklich sein ...“

Jetzt bin ich in Berlin, mein Freund, um zu beweisen, daß deine guten Augen unrecht hatten und alle, alle, die trüb und zweifelnd in meine Zukunft sahen ... Abgeschlossen sei nun alles, was im fernen Süden war, abgeschlossen und in diesem Buche begraben! Keinen Atemzug tu' ich mehr, der nicht der lachenden Gegenwart, der lockenden Zukunft gehörte!

* * *

16. September.

Brav! Nun darfst du dich ausruhen, junger Dichter! Eine kleine Novelle, das erste Werk meiner Berliner Zeit, und fünf Gedichte vollendet, das ist ja schon ein hübscher Anfang! Und morgen gehen diese hoffnungbeflügelten Sendlinge meiner Muse hinaus in die Weltstadt, hinaus in die Welt! Und dann, Schicksal, nimm deinen Lauf! Ich glaube fröhlich an deine Gunst und harre deines Gegengrußes ...

* * *

10. November.

Wie stumme Vorwürfe blicken mich die leeren Seiten dieses Tagebuches an. Ganz vergessen hatte ich dich, du stille Chronik meines Berliner Geschicks! Fast zwei Monate bummelnd im Taumel dahingebracht und verloren! Wie ein Schlafender oder Hypnotisierter, der fremdem Willen folgt, zog ich meine schwankende Bahn, ziellos, wahllos, ruhelos! Der wahnsinnige Reiz der Weltstadt hat mich herumgewirbelt und überwältigt. Kreuz und quer durchstrich ich die Stadt und ihre schönen Vorstädte, nahm staunend all die fremdartige Pracht in mich auf, war stolz auf künstlerische und technische Meisterwerke, stolz auf den sausenden brausenden Verkehr, fast, als wäre das alles mein eigenes Verdienst, vertiefte mich in Galerien und Museen, bewunderte die Königsschlösser von Berlin und Potsdam, sah voll Ehrfurcht in mächtigen Bibliotheken die Kultur der gesamten Menschheit aufgestapelt ... Aber auch die Nacht zog mich in ihre mächtigen Arme; von Theater zu Theater ging's in rastlosem Kunstfieber, von Konzert zu Konzert, dann in ausbrechender Genußsucht von Variété zu Variété, von Restaurant zu Restaurant ... Ach, was kann man in den sechzig Tagen zweier Monate alles in sich aufnehmen! Wieviel Schönes, wie unendlich viel Freude, aber auch wieviel Nichtigkeit, Vergänglichkeit und — Alkohol! Und wie vieles kann man in dieser Zeit versäumen!

Vorausgenommen hab' ich mir die Genüsse, die doch nur der fleißigen Arbeit Lohn sein sollten, die doch nur den einen ganz zu beglücken vermögen, der sie verdient hat! Faule Lebemenschen nehmen sich ihre Freuden voraus, werden blasiert davon und büßen die Genußfähigkeit ein ... Bin ich denn einer von jenen, kam ich nicht nach Berlin, um zu arbeiten, um mich aus eigener Kraft emporzuringen, um den Acker meiner Zukunft anzupflanzen? Statt dessen vermaß ich mich, schon Ernte zu halten und Feste zu feiern, bevor der Sommer mit seinen Gewittern darüber hingegangen war ... Ach, ich habe nicht das Leben eines Gesunden, Vernünftigen, eines Schaffenden gelebt, sondern das eines unersättlichen Verzehrers, eines ziellosen, wahnsinnigen Schiffers, der ohne Kompaß, ein Spiel der Winde und Wellen, auf fremdem Meere fährt! Und inmitten des Zaubers dieser wunderbaren, niegesehenen Welt konnte ich vergessen, wozu ich in solchem Sehnsuchtsdrang hiehergekommen war, vergessen, welch große Bestimmung vor meinen Augen steht! Und daß zu dieser Bestimmung Arbeit führt, nichts als Arbeit ... O, ich habe sogar mich selbst vergessen, habe nur Augen und Ohren und Sinne für das Draußen gehabt, während mein inneres Leben nach und nach einschlief und — mein schönes Geld, mein materieller Lebensnerv, bedrohlich zusammenschmolz! Es war ein Fieber, ein wilder Traum; aber jetzt bin ich wieder wach! Mit offenen Augen seh' ich wieder in die Wirklichkeit hinaus; ruhig schlägt das ermüdete Herz, und ich weiß wieder, wer ich bin und was ich wollte ...

Arbeit! Arbeit!

* * *

1. Dezember.

Tagelang am Schreibtisch gesessen, geschrieben, gedichtet, gearbeitet. Ich darf mit mir zufrieden sein. Manches ist hinausgegangen an Zeitschriften und Zeitungen und wird meinem Namen Ehre machen. Auffallend ist nur dieses lange Schweigen der Redaktionen, dieses Vergessen, das über meinem ersten Schaffen liegt. Ich will ja gerne arbeiten, mit tausend Freuden bis mitten in die Nacht — aber ohne Ermutigung, ohne die Anfeuerung durch einen, ach, nur einen großen Erfolg ... * * *

7. Dezember.

Heute kamen wieder drei Manuskripte zurück. Nun schon vierzehn. Und alle mit gedrucktem, nichtssagendem „Bedauern“, ohne ein Wort des Trostes, der Begründung, der Aufmunterung zu neuem Schaffen. Es ist wie verwünscht. Mit einem stereotypen „leider“ lehnt man alle meine kunstvoll aufgebauten, mit so kühnen Hoffnungen in die Welt gesetzten Gedichte, Novellen, Skizzen ab. Wie kann mir das nur geschehen? Will man denn auf einmal nichts mehr wissen von Eduard

Steinitz? Ist die Zauberkraft meines Stabes gebrochen und schlage ich kein Wasser mehr aus dem Felsen?

Ein schwerer, dumpfer Druck legt sich auf meine Seele, ein Gefühl wie Hunger steigt in mir auf, ein leichtes Frösteln fährt mir durch die Glieder bis ins Mark . . . Seit vorgestern arbeite ich vom frühen Morgen bis spät am Abend fieberhaft. Meine Feder fliegt um die Wette mit meinen Pulsen. Ich muß anderes, Besseres schaffen. Ich muß es durchsetzen, ich muß es erzwingen — ich muß, ich muß! Angst faßt mich an, bange Vorgefühle. Gespenster jagen grinsend an mir vorüber. Stimmen ertönen rund um mich her. Ich höre sie flüstern: „Der ist uns verfallen!" Das Blut gerinnt mir zu Eis, die Hände zittern, eine große Verlassenheit kommt über mich. Zum ersten Mal in meinem Leben weiß ich, was es heißt, unglücklich sein und Angst haben. Dumpf schmerzt es in meiner Kehle. Tränen wollen emporsteigen und bleiben erstarrt stehen. Ich kann nicht weinen. Aber hart, drückend hart liegt es auf meiner Seele. Ich leide verstohlen, aber umso schwerer; ich möchte es hinausschreien in alle Welt: „Hilfe, Hilfe, ich ertrinke!" Und darf doch kein Wort sagen . . .

* * *

9. Dezember.

Das erste Glück! Aus der Heimat kam's. Der „General-Anzeiger" unserer Kreisstadt bringt wieder eine Novelle von mir. Sie ward viel herumgeschoben von Redaktion zu Redaktion, und zuletzt war sie eben in der Heimat, der sie entstammt, am richtigen Platz.

Triumph! In mein verdüstertes Zimmer, vor dessen Fenstern jetzt die Schneeflocken tanzen, ist Frühling eingekehrt. Mein Berliner Heim hat das Schauspiel meines ersten Erfolges gesehen!

Nun aber soll mir die Hauswirtin eine Flasche Münchner holen, und beim schäumenden Glas will ich drei Briefe schreiben, die ich schon lange schuldig bin. Dir, mein süßes Lenchen, das mit so warmer Liebe jeden Sonntag schreibt, alles Erdenkliche fragt und mit einer so rührenden Zuversicht in meine Zukunft blickt — ach, in meiner Angst und Verzweiflung hab' ich dir nur immer Ansichtskarten geschickt mit der steten erlogenen Formel, alles gehe gut, fromme Täuschungen, um die liebende Seele nicht zu erschrecken — Dir, mein liebes Mütterchen, dessen Briefe so voll von Güte und Sorgen sind, Trost für dein und meines Vaters Herz — in dieser ersten Freude muß ich die rechten Worte dafür finden — und dir, mein braver Hans, der mir bis heute nichts geschickt hat als eine Ansichtskarte, die aus unseres Nachbars Laden stammt, aber eine so rührende und sinnige — hochrote, gelbe und blaue Blumen schlingen sich um die goldenen Worte „Gott schütze dich!" — Ja, dir, du guter Freund, will ich schreiben, daß er mich beschützt hat!

* * *

10. Dezember.

„Zu Tode betrübt!" Kaum kann ich die gestrige Freude noch begreifen, kann es nicht mehr fassen, daß ich so himmelhoch jauchzen konnte nach dem kleinen Erfolg! Was ist mir der „General-Anzeiger" heute noch? Liegt in diesem Erfolg irgend ein Fortschritt? Nein. Alle großen, bedeutenden, ja, auch die mittlern Blätter haben abgelehnt — würde der „General-Anzeiger" die Arbeit angenommen haben, wenn ich ihm fremd wäre wie den andern? Ach, es ist nur eine Gefälligkeit, eine freundliche Rücksicht, und ich hielt es gestern noch für einen Triumph! Immer noch nicht bin ich über die Grenzen meiner Heimat hinaus; dort sind meine stärksten Wurzeln immer noch verankert, hier in Berlin, im weitern Deutschland vermag ich noch nicht Boden zu fassen — Aber um Gotteswillen, ich muß; alle Kräfte des Lebens und des Todes treiben mich, ich muß — oder ich bin verloren!

Ein neuer dicker Brief liegt neben mir. Ich weiß, was er enthält. Meine Hauswirtin bringt mir diese Briefe nicht mehr mit dem Frühstück herein — sie ahnt, daß sie mir den Appetit verderben — erst nachher; refüsierte Manuskripte kommen immer noch früh genug!

Mag auch mein gutes Geld, das mir die Eltern mitgegeben, leicht geworden sein, ein neues Buch habe ich mir doch noch gekauft. Jetzt liegt es hier auf dem Schreibtisch, und sein Goldtitel glänzt in der bleichen Wintersonne: „Arbeiten und nicht verzweifeln!" Dies Buch von Carlyle gehört auf diesen Platz . . .

* * *

21. Dezember.

Meinen Manuskriptsendungen lege ich immer Rückporto bei, wie es jetzt gewünscht wird — ach, wieviel Kleinliches allem höhern Streben der Menschen angeklebt ist! — und doch bleibt mir mancher herbe Verdruß nicht erspart. Aktuelle Feuilletons vom Oktober und November, die heute nicht mehr verwendbar sind, kommen erst jetzt „mit Bedauern" zurück, andere trotz Rückporto und Reklamationen gar nicht mehr; sie sind verloren gegangen. Die gefälligen literarischen Büreaus, die den Schriftstellern angeblich helfen wollen, ihre Arbeiten rasch unterzubringen, hüllen sich auf meine Fragen entweder in verletzendes Schweigen, oder sie lehnen meine Angebote „wegen Ueberhäufung mit Manuskripten" rundweg ab, oder sie verlangen Vorschuß und, ach, vermitteln mir keinen einzigen Erfolg! — Es muß ein traurig Handwerk sein, aus dem Schweiße der armen Schriftsteller zu leben, trauriger noch, als ein armer Schriftsteller zu sein . . .

* * *

Am Weihnachtsabend.

Festtage sinds für andere; ich muß arbeiten und verdienen. Mein Zimmer ist kalt; nur Zimmerherren, die bei großer Kälte den Betrag fürs Heizen verdoppeln können, wird das Zimmer hübsch warm gemacht. Bei mir trifft nun das nicht zu. Fröstelnd blicke ich hinaus in die sinkende Nacht. Auf den Straßen ist aller Verkehr erstorben. Die Menschen sind beisammen im Familienkreis, um den Weihnachtsbaum geschart. Wie zu Hause . . .

Irgendwo in der Nachbarschaft ist ein Trompetenbläser. Ich habe ihn schon oft gehört. Jetzt spielt er das Lied meiner Jugendzeit, die süße Weise, die jeden Deutschen ergreift: „Stille Nacht, heilige Nacht . . ."

Unsere gute Stube sehe ich wieder, auf dem Tisch den brennenden Christbaum, darunter die schlichten, praktischen Geschenke, die mir Elternliebe in des Weihnachtskindes Namen beschert hat. Und all der Lichterglanz und all der Reichtum für mich kleinen Jungen!

Vater und Mutter aber sitzen zur Seite, glücklich, daß ich glücklich bin ... „Stille Nacht, heilige Nacht ..."

Das ist nun mein erster Weihnachtsabend mutterseelenallein in kalter Kammer, unerreichbar fern der Heimat, todtraurig, verlassen, an aller Hoffnung verarmt ...

Ich habe den Kopf auf die Arme gelegt und lange geschluchzt wie ein Kind. Wie ein Kind, das keinen Vater, keine Mutter, kein Heim und keinen Christbaum mehr hat ... Und nun will ich schlafen gehen; denn es ist so kalt ...

* * *

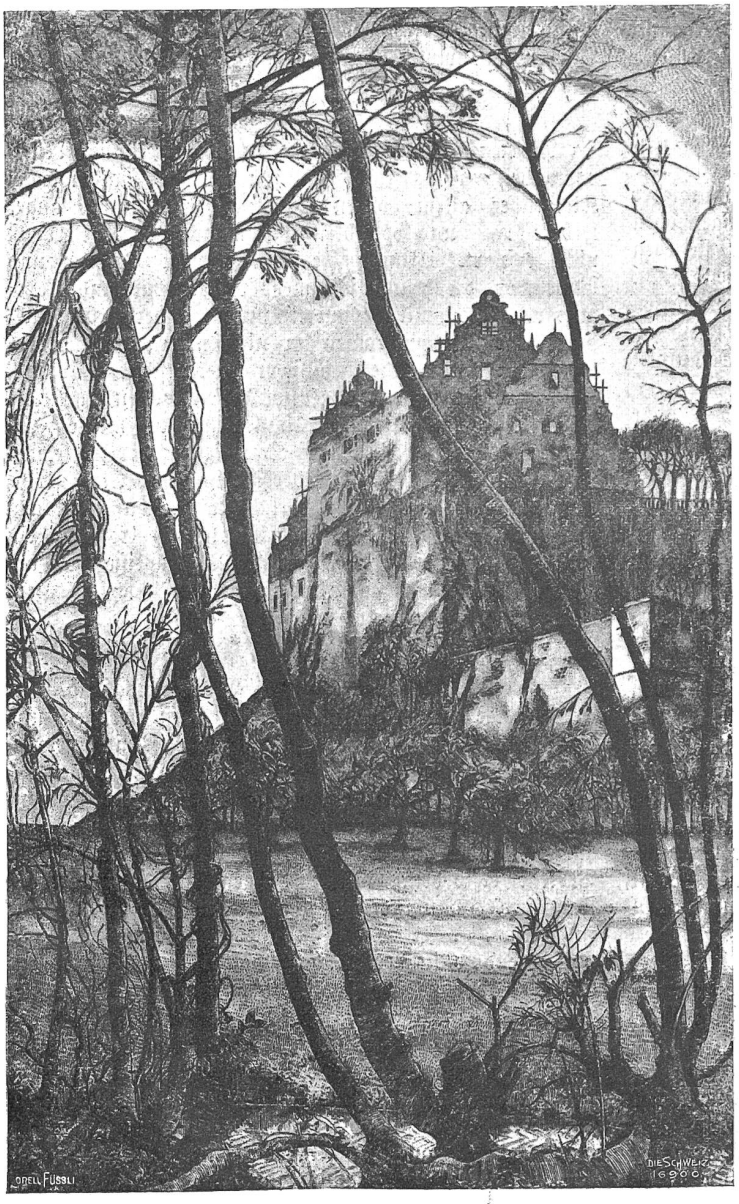
29. Dezember.

Was das Leben ist, wird man erst wissen, wenn man seine Schmerzen kennt. Jetzt weiß ich's. Der Anblick des nahe drohenden Elends allein hat schon genügt, mir die Augen zu öffnen; ich brauchte es nicht einmal in Wirklichkeit zu erfahren. Und jetzt suchen meine Blicke, wie von magischer Gewalt gezogen, die Schattenseiten des Lebens auf; Gestalten, die am Zusammenknicken sind, die in Krankheit oder Verbrechen untertauchen oder von der Großstadt zermalmt werden, sehe ich mit klopfendem Herzen still an mir vorübergleichen. Ihre bangen, hoffnungslosen Augen habe ich bis jetzt immer übersehen, ihre dürftigen Kleider nie beachtet, als wäre das etwas ganz Gewöhnliches, Naturnotwendiges. Und es ist auch etwas Gewöhnliches, weil man's hier so furchtbar häufig sieht. So einer, sage ich mir oft in wilder Selbstqual und zermalmender Resignation, so einer wirst auch du sein ...

Ununterbrochen wirbeln die Gedanken durch mein Hirn. Soundsoviel hundert Mark hab' ich mitgebracht, soviel verbrauche ich im Monat; immer rechne ich's wieder neu mit neuen Ersparnissen und neuen Entbehrungen heraus — Bis jetzt verdiene ich kaum die Hälfte, nein, ein Drittel nur dessen, was ich verbrauche! Wie lange noch kann das so fortgehen, wann wird die große Leere, der Zusammenbruch da sein? Immer rechnet's in mir, fieberhaft! Zahl reiht sich an Zahl mit jagender Hast; aber es will nicht stimmen, zuletzt steht immer nur eine Null, das Gähnen des Hungers! Mit Gewalt will ich mich losreißen von dieser Tortur, auf alles Mögliche lenke ich meinen Geist ab — verlorene Mühe: einige Minuten später bin ich schon wieder mitten im Wirrwarr einer vernichtenden Rechnung! Ich glaube, daß mein Mund schon halblaut Zahlen vor sich hinmurmelt; denn die Menschen sehen mich oft so kurios an. Wofür halten sie mich? O, keiner kann es wissen, was es heißt, allein im Gebraus der Weltstadt an sich selbst verzweifeln!

Angst ist in mir, krankhaft steigende Angst! Den Hals schnürt es mir zusammen, daß es drinnen dumpf zu schmerzen beginnt; um das Gehirn legt es sich wie eine fester und fester sich zusammenpressende Binde. Ich wandle wie im Traum durch die Straßen, sehe Menschen, Wagen und Häuser wie durch einen Nebel, esse und rede wie im Halbschlummer, komme nach Hause und weiß nicht wie ... Ist das Krankheit oder — Wahnsinn? Ist es Wahnsinn, was die Leute in meinen Augen lesen, daß ihre Blicke mich manchmal forschend schier durchbohren? Ach nein, es ist nur die Angst vor dem Hunger!

Lenchen hat mich um mein Porträt gebeten. Als ob der Besitz meines Bildnisses noch für irgendwen irgendwelchen Wert haben könnte! Als ob ich nichts Dringenderes tun könnte, als die Züge meines Martergesichts im Bilde festhalten zu lassen! Törichtes Mädchen, was für ein trauriges Andenken willst du von mir! Ein Bild, das ich mir vom Mund absparen



Die Walze. **Emil Anner.** Schloß Kasteln bei Brugg, Radierung.



Die Walze. **Carl Theodor Meyer-Basel.** Leutstetten bei Starnberg. Radierung.

muß ... Heute bin ich beim Photographen gewesen. Die Sache hatte Eile; denn der Hunger entstellt rasch. Vielleicht einen Monat noch, und du hättest auf dem Porträt meine Züge nicht mehr erkannt, mein gutes Lenchen! An dich hab' ich gedacht, o du geliebtes Geschöpf, und an unsern wonnigsten Augenblick auf der Axalp: da brauchte der Photograph nicht „Bitte, recht freundlich" zu sagen.

* * *

1. Januar, morgens 2 Uhr.

Prosit Neujahr! Noch klingt es mir in den Ohren, dieses wüste Geschrei der Betrunkenen, aus dem so gar keine Freude klang ...

Des alten Jahres Glück und Weh, ich hab' es begraben wollen in Vergessenheit, daß es für immer vergangen und verwunden sei. Als einsamer Spaziergänger folgte ich dem Strom in die Stadt. An der Friedrichstraße sah ich einen schmucken Herold, in Weiß und Rot und Schwarz gekleidet, breit inmitten eines hellerleuchteten Torweges stehen. Da ging ich hinein. Münchner Bockbier floß und machte die Menschen ausgelassen. Die Männer trugen farbige Papiermützen, sangen und zerrten die Kellnerinnen am Mieder. Auch mir war unversehens eine solch rotgrüne Kopfbedeckung aufgesetzt worden. Wie mochte mein verzweifeltes Gesicht, hinter dem sich die Gespenster des ganzen vergangenen Jahres jagten, im Schmucke der Liebes- und Hoffnungsfarben sich ausgenommen haben? Wohl nicht recht gemütlich; denn man ließ mich einsam in der Ecke träumen, und nur ein Betrunkener, der Freude von Leid nicht mehr unterscheiden konnte, stieß seinen Bierkrug kräftig an den meinen.

Um zwölf Uhr war das Gekreisch und Gesumme der vielen hundert Menschen unerträglich geworden. Ich kam mir ganz verloren vor inmitten dieser lustigen Leute, fest eingezwängt, aber die Seele weit fort im Süden, wo jetzt auf dunkler Gasse Fackelschein ging, Blechmusik erklang, ein Lied von Männerstimmen und dann das feierliche Läuten vom Turm.

Zwei alte Leute würden jetzt dort draußen aufwachen aus dem ersten Schlaf; sie würden sich erinnern, daß das verflossene Jahr arbeitsvoll und sorgenschwer gewesen sei und daß das neue wiederum Arbeit und Sorgen bringen würde, weil die junge Kraft fortgezogen, auf die sie jahrelang gehofft ...

Schmetternde Trompetenstöße. Ich fahre aus meiner Versunkenheit auf. Zwei Herolde in festlich farbigem Gewand sind auf die Bühne getreten. Sie blasen dem neuen Jahr einen Willkomm. Alles hat sich erhoben, auf die Tische sogar steigen die Uebermütigsten, und aus tausend Kehlen ruft es und schreit es: „Prosit Neujahr! Prosit Neujahr!" Von der Straße dringt es herein, in allen Lüften schwingt es mit: „Prosit Neujahr!" Und die Musik begleitet es mit ihrer lachen-

den Melodie: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht . . .“

Was wird es mir bringen? Vor dieser einzigen Frage verstummten all die andern. Was es mir bringt, wird über mein ganzes Leben entscheidend sein. Entweder den Erfolg, den großen Triumph über die Mächte der Finsternis und der Vernichtung oder —

Ein wahnsinnig wilder Mut des Lebens, eine stürmische Kampfeslust kam über mich. Ich mußte hinaus. Jetzt, wo alles sich in die Straßen stürzte, tat es mir wohl, dem jauchzenden Strom zu folgen.

Draußen fiel vom dunklen Mitternachtshimmel dann und wann eine Schneeflocke. Durch die Friedrichstraße wälzten sich zwei Menschenströme in entgegengesetzter Richtung. Aus der Menge stieg unaufhörlich der Schrei „Prosit Neujahr!“ empor. Und viel zweifelhaftes Volk war dabei, das wohl in diesem allgemeinen Taumel auf Beute ging. Wie im abgelaufenen Jahre, so im neuen.

Unter den Linden hatten sich Tausende zu gewaltigen, lärmenden, schreienden Knäueln zusammengeballt, an denen die Schutzmänner auflösend und beruhigend sich abmühten. Man hätte glauben können, es sei Revolution, entsetzlicher, verderbenschwangerer Aufruhr, wenn nicht aus den wogenden, wilden Massen immer wieder der Glücksruf in die Luft gestiegen wäre: „Prosit Neujahr!“

Was wollen denn diese Menschen? Man steht ratlos da, läßt sich weiter drängen und weiß keine Antwort. Glückliche sind es wohl nicht, die diese Nacht mit ihrem unheimlich heisern Schrei durchbrüllen. Aber vielleicht von jenen ewig Geschlagenen, die dem scheidenden Jahr noch Steine nachwerfen möchten ins Grab und dem neuen sein Glück abtrotzen mit Gewalt! Und weil es ja doch den Reichen wieder alle Schätze des Lebens in den vollen Schoß werfen wird, hat man gerade diese nun geächtet, und für jeden Zylinderhut findet sich ein Stock oder eine Faust, die ihn zusammenschlägt. Es ist der Aufruhr der Besitzlosen und Elenden, der Gemarterten und Darniederbrechenden gegen das parteiische, treulose, grausame Glück, kein froher Jubelruf, nein, ein wilder, verzweifelter, wahnsinniger Empörungsschrei: „Prosit Neujahr!“

Kaltes Grauen faßt mich plötzlich. Soll auch meine Stimme hineinkreischen in dieses gellende Trutzgeschrei einer von Alkohol und Unglück trunkenen Menge? Und was würde es mir helfen?

Bedrückt entwand ich mich dem tosenden Strom, und als ich durch dunklere, fast verlassene Straßen heimwärts ging, fiel der Schnee schwerer vom schwarzen Himmel herab, und aus weiter, weiter Ferne kam das volle Glockenläuten des Doms wie ein Gesang . . .

Nein, nicht entgegentrotzen will ich dir ein „Prosit Neujahr“, verschlossenes Schicksal meines Lebens; ich straffe nur den sinkenden Arm, erhebe meinen Blick hoffnungsvoll und sage zum neuen Jahr: „In Gottes Namen!“

* * *

4. Januar.

„Immer bete ich für Dich, daß es Dir gut geht . . .“ So schrieb mir einfach und schlicht mein gutes Mütterchen zum Neujahr. Als ob sie ahnte, daß die Stunde kritisch geworden. Und ihr Gebet ist wie ein Segen über mich gekommen. Zwei Manuskripte sind wieder verkauft, dreißig Mark Einnahme gesichert, und ich kann einen Monat lang davon leben. Mitten im Winter treibt meine Hoffnung eine frische Blüte. Die dank' ich dir, du fromme Beterin daheim!

* * *

12. Januar.

Will denn das Wasser über mir zusammenschlagen? Nicht das große, aber alle die kleinen . . .

Der Steuerzettel ist gekommen. Hier glaubt man wohl, ich hätte eine Ader Goldes in der Dichtkunst entdeckt. So mag denn die Steuerbehörde die erste sein, der ich meine Armut gestehe. Vor allen andern Ohren gebietet mein Stolz mir Schweigen.

Der „General-Anzeiger“ erhob sein Abonnementsgeld. Sonst war das eine Kleinigkeit, die im Alltagsleben verschwand, und jetzt ist es ein Schlag gewesen. Dann die Münchner Kunstzeitschrift, mein eiserner geistiger Bestand, unser Intelligenzblatt, endlich der Jahresbeitrag an den Verein ehemaliger Schüler der Handelsschule — all das kam unerwartet und nahm unerwartet viel von meinem guten Gelde weg. Aber die Honorare, die ersetzen sollten, was verloren geht, bleiben aus. Schuhe soll ich kaufen, Kleider, Hemden, Kragen, Krawatten, alles auf einmal . . . Bis an den Hals steigt mir die herbe Prosa des Lebens . . . Nun wird die Rechnung nicht mehr schwer sein, wann ich hungern muß! Schlag auf Schlag fallen so die kleinen Streiche des Mißgeschickes . . . Ich war doch wohl nie zum Sieger geboren, daß mir das Schicksal nur so geringes Geschmeiß entgegenzuschicken für genügend hält!

* * *

13. Januar.

Wieder einmal eine Sparsamkeitsrechnung probiert! Mit dem Abendessen kann ich mich nicht mehr einschränken — das kostet mich ja ohnehin bloß fünfundzwanzig Pfennig — aber mit dem Mittagstisch. Erspare ich da pro Tag nur zwanzig bis dreißig Pfennig, so macht das im Monat sechs bis neun Mark.

In einer Straße, wo mich niemand auch nur vom Ansehen kennt, bin ich in eine kleine, enge Stube getreten, wo es Mittagsbrot mit Suppe und Bier für fünfzig Pfennige gab. Aber wie! Das war ein dunkles, freudloses Lokal, der Fußboden schmutzig und schwarz, die Wirtin barsch und verdrossen, der Wirt angetrunken, die Gäste von Kalk und Farbe verschmiert, das Essen häßlich, lauwarm . . . Ach, ich würgte es hinunter, der Ekel schüttelte mich und verdarb mir den Magen! „Sähe mich Lenchen hier . . .“ kam auf einmal ein Gedanke, der mir das Blut zu Kopfe trieb. Lenchen, dem ich so reich erschien, damals in meinem jungen Dichterruhm droben auf der Axalp — und jetzt! Oder sähe mich der Vater oder die Mutter! Zorn und Jammer würden mich zu Boden drücken, krümmen müßte ich mich wie ein Wurm vor den zwei Alten, die ein Leben lang für mich gesorgt und mich Undankbaren trotzdem verloren haben, weil ich mehr sein wollte als sie!

Mein Blick ging über mein fadenscheiniges Gewand, das ich vor Monaten daheim noch gekauft . . . Ja, das paßte nun für diesen Raum, so war ich gerade recht unter diesen fleißigen, von der Arbeit beschmutzten Leuten; wo es feiner war, gehörte ich nicht mehr hin! Ich fing an, mich zu verachten; denn es gab ein Gefühl

in mir, als seien diese beschmierten Arbeiter, die Nützliches, Wertvolles schufen, ehrlich ihren kargen Lohn verdienten und daraus ihre Familien ernährten, die sich abends müde zur Ruhe legten im Bewußtsein erfüllter Pflicht, denen kein drohend erhobener Finger des Gewissens in die Vergangenheit zurück zeigte, wo eine große, wachsende, erdrückende Schuld mit verklagender Gebärde stand — mir war, als seien diese tüchtigen Menschen mit ihren starken Füßen auf festem Boden viel mehr als ich, der ich ein sicheres, gutes, ehrenvolles Leben verächtlich weggeworfen, um einem Phantom nachzujagen, Phantome zu erzeugen und aus Phantomen zu leben. Und siehe da, kein Mensch bezahlt meine Phantasiegebilde, sie sind totgeboren, Seifenblasen, die niemandem etwas nützen und so ganz entbehrlich, so ganz überflüssig, so ganz wertlos sind! Mit einem Mal erschien mir das traurige Essen, das die Arbeiter mit soviel Appetit verzehrten, noch viel zu gut für mich, den armseligen Nichtstuer, dem die schöne Zeit ungenutzt unter den Händen zerrann, der heuchelnd und lügnerisch fortfuhr, glückstrahlende Karten und Briefe nach Hause zu schicken, und wenn die Antworten kamen, vor Scham fast in den Boden sank. So waren diese arbeitsharten Männer nicht, so brauchten sie nicht zu sein, die waren offen und ehrlich und durften ihr Leben zeigen . . . Als ich von dannen schlich, waren meine Blicke gesenkt. Nein, diesen Leuten kann ich nicht in die klaren, fragenden Augen sehen, mit ihnen kann ich nicht essen; jeder Bissen würde mir zur Qual! Ich muß in „besseren" Lokalen verkehren, muß Gesichter von Nichtstuern sehen, in denen wenigstens kein Vorwurf und keine Frage zu lesen steht . . .

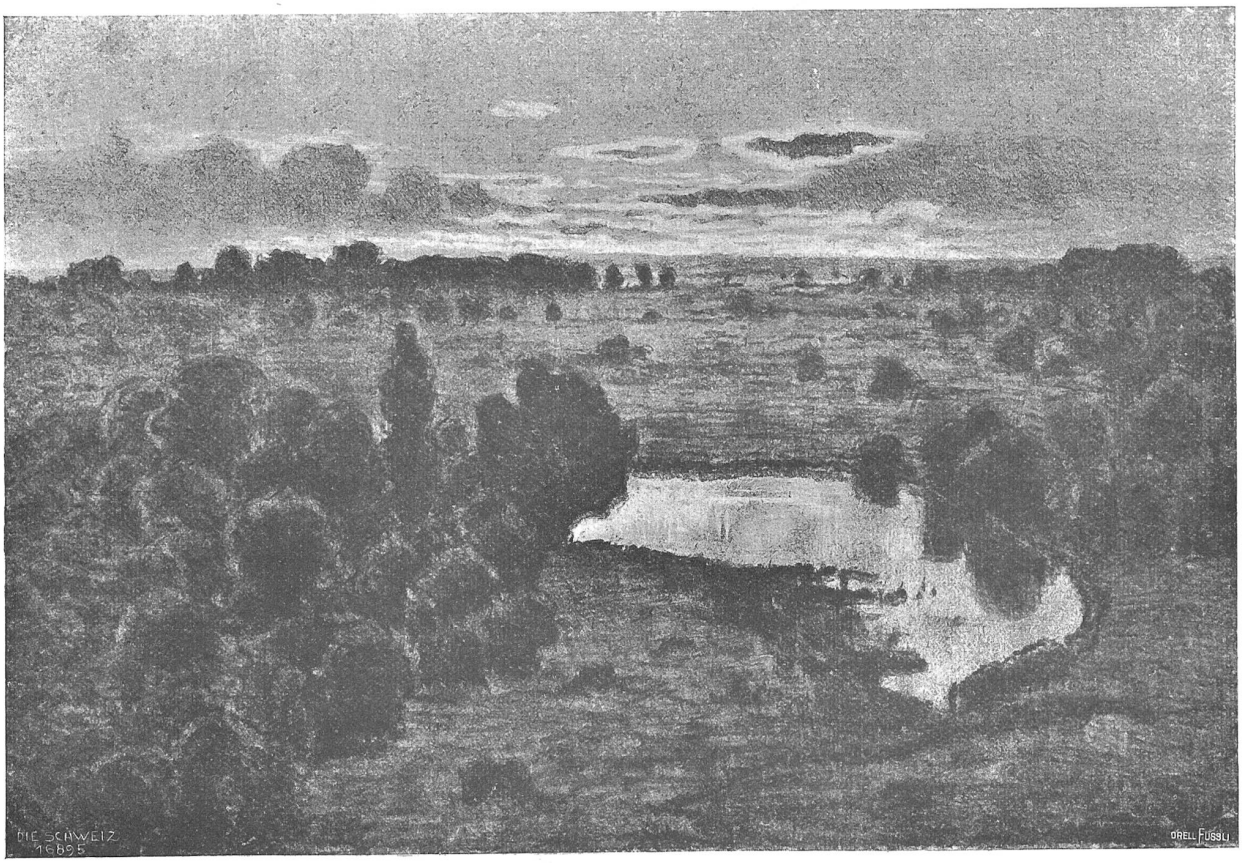
* * *

14. Januar.

Ist mit dem Essen kein Sparen möglich, so doch wohl mit dem Wohnen. Mein Zimmer im vornehmen Westen ist zu teuer; anderswo kann man um die Hälfte sein. Aber Bücher muß ich um mich haben, eine schöne Volksbibliothek mit großem Lesesaal, daß ich meinen Geist speisen kann wie draußen im Quartier der Reichen, das auch dem Volke seinen schönen Anteil gönnt.

Heute bin ich im Süden, Osten und Norden gewesen und habe die Lesesäle besucht. Ach Gott, ich hätte weinen mögen über das, was ich aufzugeben im Begriffe war! Wer an die hohen luftigen Säle des Westens und Charlottenburgs gewöhnt ist, darf nicht in diese Gegenden ziehen. Da drängen sich an den Wochentagen die Arbeitslosen in den engen dumpfen Lesesalen zusammen. Es riecht nach Tabak, Bier und Armut. Man fühlt sich deklassiert in diesem Knäuel, wo die Menschen auf einen eines Sitzplatzes wegen eifersüchtig sind. Und unter den Zeitschriften und Büchern gibt es keine Auswahl; wenige sind frei und nicht die besten, immer nur die Armen im Geiste, die nicht einmal ein simpler Arbeiter lesen mag. Und auf allen Seiten der übel behandelten Schriften finden sich dunkle, schmutzige Fingerabdrücke, die mir alles, alles verleiden und ekelhaft machen . . .

Niemals in meinem Leben habe ich brave Arbeiter gering geachtet, Ekel vor ihnen empfunden oder sie gar geflohen. Aber wenn ich lesen will, wenn mein Geist



Die Walze.

Otto Gampert. Abend in den Donau-Auen. Radierung.

sich ernähren soll an einem frischgedeckten Tische, darf ich nicht Schmutzflecken sehen, nicht üble Gerüche in der Nase spüren, sonst komme ich mir vor wie ein Bettler, der Brotkrumen von der Straße aufliest.

Als ich wegging, wußte ich, daß ich nicht wiederkommen würde. In keinem der drei Stadtteile, wo das arme Volk wohnt, kann ich mich niederlassen. Denn wie die Bibliotheken, so sind die Wohnungen. Eng, furchtbar eng ist man beisammen; alles, was in den Zimmern nebenan, im Korridor und jenseits des Korridors vorgeht, kann man da deutlich hören. Und die Leute sind so laut, so ungeniert, so brutal natürlich ... Nein, hier ist man's nicht gewohnt, einen Mieter zu Hause zu haben, der über Büchern sitzt oder Bücher schreibt und Ruhe braucht! Hier gehen die Menschen alle zur Arbeit aus; die wenigen aber, die zu Hause bleiben, schaffen und werken tüchtig in Küchen, Zimmern und Korridoren herum, und wenn am Abend alle die Arbeiter und Arbeiterinnen nach Hause kommen, dann geht es laut und lustig her in den engen Räumen, oder sie zanken sich und teilen Prügel aus, jenachdem; aber Ruhe, das wird es hier erst nach Mitternacht geben ... So hat mir's eine Wirtin geschildert dort draußen, und es wird wohl auch so sein.

Ich habe die Gestalten auf der Straße beim Schluß der Geschäfte gemustert. Arbeiter und Arbeiterinnen, nichts als arbeitendes Volk! Was will denn ich unter diesen derben Wirklichkeitsmenschen mit meinen Träumen, meinen Hoffnungen, meiner steigenden Angst? Unter diesen käme ich mir ja noch fremder vor als bisher; ich würde mich hier selbst verlieren, vielleicht verzweifeln ...

Lebt wohl, ihr guten Leute dort im Süden, Osten und Norden von Berlin; ich kann unter euch weder lesen noch wohnen und auch kein neues Leben beginnen! Ich muß den Kampf weiterkämpfen wie bis jetzt — biegen oder brechen!

Und doch ist mir heute dort draußen unter jenen geplagten Menschen eines plötzlich klar geworden, daß ich etwas mit ihnen gemein habe, was ich früher nie besaß, etwas Undefinierbares, Geheimes, was alle an einem bemerken und was man vergebens zu verbergen sucht: den Armeleutegeruch! Es ist wie ein schleichendes Gift oder eine ätzende Säure, die den ganzen Körper allmählich durchdringt und aus allen Poren, aus jeder Faser des Kleides ihren spezifischen, öden Duft entsendet, einen Duft, den die Menschen unbewußt erkennen, der die Armen vertraulich macht und die Reichen abstößt, einen Duft, der den unglückseligen Träger durch und durch vergiftet, daß er demütig wird vor seinesgleichen, charakterlos vor Höhern, ein Kriecher, ein Beschämter, ein Empfindlicher, ein Würdeloser ... Ach, ich wollte, ich wäre tot ...

(Fortsetzung folgt).

Gedichte von Hans Beerli.

Bergeinsamkeit.

Ich sitze hoch auf meinem Felsenthron,
Dess' Stufen einst von wucht'gen Riesenhänden
Zum Licht emporgetürmt in harter Fron —
Und halte Zwiesprach mit den Felsenwänden.

Und stets vernehm' ich nur den eignen Schrei
Im Widerhall von tausend Geisterstimmen,
Indes an meines Gipfels Felsbastei
Des Tages goldne Lichter matt verglimmen.

Doch horch! Dort unten, wo die Nebel wallen,
Hör' ich — o Zeugen meiner Jugendzeit —
Vertraute Herdenglockentöne schallen:
Wie liegt das alles tief und weltenweit!

Ist es nicht meiner eignen Sehnsucht Lied,
Das mir ertönt aus jenen fernen Tiefen,
Die Stimme meines Glücks, von dem ich schied,
Als mich des Berges wilde Geister riefen?

Sind es die stillen Matten, die mich rufen,
Sind es die kleinen Blumen all, die bunten?
Sie reichen kaum an meines Thrones Stufen:
Mein ist die Höhe — Doch das Glück liegt unten!

Die ferne Stadt.

Vom letzten heißen Sonnenkuß erglüht
Das blasse Antlitz ferner Gletscherhäupter,
Und rings um mich wallt weicher Abendnebel
Als ein gewaltig Meer von Purpurfluten.
Doch das verträumte Tal zu meinen Füßen
Liegt schon von allzufrüher Nacht umfangen.
Nur fern, aus feinem grauem Nebelschleier
Grüßt mich ein Heer von zartumsäumten Lichtern,
Die flimmern, funkeln so vertraut und machen,
Daß es nach jener fernen Nebeltiefe
Mich hinzieht, wie mit liebeheißen Armen.
Ein süßes Band, ein rätselhafter Zauber
Umschlingt mich plötzlich, und ich seh' nicht mehr
Des Tales Dämmernacht, den bleichen Nebel;
Ich sehe nur noch Licht, und in dem Lichte
Im Strahlenkranz ein selig Bild der Liebe ....
Da eilt mein flüchtiger Fuß. Es knirscht wohl bange
Bei jedem Schritt der hartgefrorne Schnee,
Wohl peitscht der Nordwind wütend meinen Mantel —
Ich acht' es nicht. Mein freudig pochend Herz
Eilt dem gehemmten Schritte weit voraus,
Dorthin, wo jene fernen Lichter winken ...